

# Wöchentliche Beilage zur Echornor Ostdeutschen Zeitung.

№ 48. 1899.

## Durchgekämpft.

Novelle von L. Westkirch.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Sagen Sie lieber,“ entgegnete Herr v. Rispenstedt, „Vicelius war der Einzige, der Ihnen die Möglichkeit bot, in Ihren alten bequemen Lebensumständen weiterzuleben. Die äußeren Verhältnisse sind sozusagen das Gewand, das Jeder auf dem Kostümfest des Lebens trägt. Wer da fühlt, daß er ohne diese Verkleidung nichts bedeutet, nichts als Mensch, nichts als Persönlichkeit, der thut wohl, wenn er wie Sie

zusieht, daß er die kostbare Maske rettet. Also — ich wünsche Ihnen Glück dazu.“

„Und ich verbiete Ihnen, in diesem Ton mit mir zu sprechen,“ rief Hanna außer sich. „Was für Gründe mich auch bewogen haben mögen, einem Mann, den ich hochschätze und verehere, mein Jawort zu geben, Sie haben jedenfalls kein Recht, mir deshalb mit vermindelter Achtung zu begegnen.“

„Mein Fräulein,“ erwiderte Rispenstedt ungerührt, „Sie haben mir einmal Worte gesagt, die mich tief verwundet haben. Gerade dadurch stiegen Sie aber an jenem Abend so

hoch in meiner Schätzung, daß ich sogar meine Wunde liebte, weil sie von Ihnen kam. Ich sah Sie als ein Wesen besserer Art an, das das Höchste von einem Manne zu fordern berechtigt ist, weil es an sich selbst die höchsten Anforderungen stellt; ein Wesen, das nicht markt und nicht mit sich handeln läßt, an dessen unverrückbar feststehender Sittlichkeit kein Erdenschicksal rütteln kann, weil sie hoch über jedem Zufall in seiner eigenen Natur begründet ist. Nie wäre mir's eingefallen, daß Sie sich selbst — die höchste Günst, die ein Weib zu gewähren hat — anders als in Liebe ver-



Gefährliche Schlittenpartie. (S. 379)

schenken würden. Ja, Sie hatten den Muth, sogar den Mann, den Sie liebten, auszu-schlagen, weil er Ihrem Sittlichkeitsideal nicht entsprach. An jenem Abend wurde ich ein anderer Mensch. Und nun komme ich zurück nach einem kurzen Jahr, in dem ich mein Bestes drangesetzt hatte, meines strengen Richters werth zu werden, und finde Sie als Braut. Nicht als Braut eines Mannes, den Sie lieben, eines Mannes, der Ihr Ideal verkörpert, sondern ganz einfach als Braut eines Mannes, der Ihnen ein bequemes Leben, eine gute Versorgung sichert. Sie haben klug gehandelt in den Augen der Welt. Aber daß Heinz Rispenstedt ferner in Ihnen die Verkörperung weiblicher Hoheit und Reinheit verehren sollte, das erwarten Sie nicht! Ich rede geradezu gegen Sitte und Höflichkeit. Aber Sie müssen von mir, dem Sie einst schonungslos sagten, was Sie für Wahrheit hielten, nun auch die Wahrheit hören."

"D," flüsterte Hanna, ganz gedemüthigt, "Sie sind ungerecht, furchtbar ungerecht. Was wissen Sie, im Glück geboren und aufgewachsen, von den Kämpfen, die ich durchgekämpft habe, von dem Arbeiten bis in die Nacht und oft bis zum Morgen! Ich stehe nicht allein in der Welt. Ich habe einen Bruder, der dringend Hilfe braucht, eine arme, vom Gram zerschmetterte Mutter —"

Rispenstedt warf mit einer verächtlichen Bewegung den Kopf in den Nacken. "Ein edles Weib mag seinen Angehörigen Alles opfern, ihre Gesundheit, ihr Glück, ihr Leben. Aber sich selbst gibt sie nur dem hin, den sie liebt. Und keine Pflicht kann ihr etwas Anderes gebieten. Ich bin schonungslos, aber Sie haben mich auch nicht geschont. Und doch! wär' ich damals nur ein paar Wochen später gekommen, trotz meiner Unwürdigkeit, trotz des Durchfalls im Examen — ich hätte wohl so glücklich sein können, wie ein Anderer. Verzeihen Sie — ich würde Ihnen noch Bittereres sagen, wenn ich bliebe. Und das will ich nicht. Leben Sie wohl und glücklich."

Hanna hatte sich schwer auf einen der Divans sinken lassen, das todtenblasse Gesicht in die Hände vergraben. Sie sah nicht auf, als Rispenstedt ging, sie sah die Menschen nicht, die an ihr vorüber durch die Grotte wanderten; sie hörte nicht den dumpfen Schall der Musik. Sie sah nur ein Bild, Rispenstedt's zürnendes Antlitz, hörte nur seine sie zerschmetternden Worte. D, er war nicht immer leichtsinnig, nicht immer lustig. Auch er hatte Ideale, unerbittliche Ideale. Daß sie ihn früher so gekannt hätte!

Sie saß noch regungslos, als Vicelius sie auffand.

"Was? Ganz allein? Das finde ich aber unhöflich von Deinem alten Verehrer."

Sie sah ihn an mit einem wie aus ungeheurer Ferne zurückkehrenden Blick.

"Sei so gut, Herrmann, und hole den Wagen. Ich möchte heim."

"Heim? Es ist erst ein Uhr! Jetzt wird's erst gemüthlich. Du mußt Deine Laune beherrschen."

Aber ihr ganzes Wesen bäumte sich in wildem Widerspruch auf. Aus ihren Augen flammte ihm die offene Empörung entgegen. "Ich habe mich lang genug beherrscht! Ich will mich nicht mehr beherrschen! Rufe den Wagen, oder ich ruf ihn selbst."

Da gehorchte Vicelius. Aber er begleitete sie nicht; er sprach kein Wort. Sie sollte seine Mißbilligung fühlen.

Die Mutter schlief schon, als sie heimkehrte. Paul rumorte noch in seiner Kammer. Ganz leise schlüpfte sie in die ihrige. Sie wollte heute keines Menschen Gesicht mehr sehen. Aber am Morgen war sie ganz ruhig, hart und entschlossen.

"Du bist ja gestern so früh heimgekommen und so leise," sagte Frau Rudhart, in's Zimmer tretend. "Ich schlief nicht, ach nein, ich schlafe selten. Und es ist mir auf die Brust gefallen wie ein Alp. Habt ihr euch gekannt?"

Hanna streichelte zärtlich ihre eingefallenen Wangen. "Es ist schlimmer als das, Mutter. Unser innerstes Wesen liegt in ewigem, unaufhörlichem Streit. Das hab' ich eingesehen und — erschrick nicht, Mutterchen! es ist aus."

"Aus?"

Die Frau erschraf so heftig, daß sie das Theebrett, das sie in der Hand hielt, hinsetzen mußte. Dann sank sie auf einen Stuhl. "Aus! Aus!" Das letzte Luftschloß, das sie zu zimmern gewagt hatte, brach zusammen, der Strohhalm entglitt der Ertrinkenden.

"D," sagte sie weinend, "meine Kinder treten auf mein Herz. Keines, das ein wenig Liebe, ein wenig Rücksicht für mich kummergebeugte Frau zeigte! Wie hatte ich mich gefreut auf das stille Ruheplätzchen an Deinem Herd."

Hanna legte den Arm um ihre Schulter; ihr Herz wallte über von schmerzlichem Mitleid. "Mein liebes, liebes Mütterchen, ich will für Dich arbeiten mit all' meinen Kräften, will mir keine Ruh' noch Raß gönnen, bis ich eine Möglichkeit finde, Dir ein bescheidenes Heim zu gründen, wenn auch ich selbst es nicht mit Dir theilen kann. Denn ich werde fortgehen müssen, um genügend Geld zu verdienen, das sehe ich wohl. Aber das schadet nicht. Ich drück' mein Herz zusammen und thu's. Und diesmal halt' ich sicher aus. Alles will ich für Dich thun, nur das Eine nicht, das Häßliche, das Entwürdigende — mich einem Mann hingeben, zu dem nichts mich zwingt, als der Hunger!"

"Wie thöricht Du sprichst," murmelte die Frau, die rücksichtslos um ihre letzte Hoffnung kämpfte. "Die Liebe kommt, wenn das Glend, die Sorge sie nicht ersticken. Sie kommt sicher."

"Niemals! Denn" — Hanna barg ihr Gesicht an Frau Rudhart's Schulter — "ich liebe einen Andern, Mutter! Seit gestern weiß ich's. Mit dieser Liebe im Herzen kann ich doch nicht Vicelius' Frau werden! Das wäre schlecht. Nicht wahr? nicht wahr? Jetzt bestehst Du nicht mehr darauf?"

Aber ihre Herzensangst machte die einst so empfindsame, so ideale Frau moralisch taub und blind. "Mädchenliebe, Frühlingsblüthen, das dauert nicht! Aber die Noth, das Glend, die dauern." Sie faßte Hanna's Hände. "Du solltest doch Vicelius heirathen. Ich selbst bin Dir ja hoffentlich nicht mehr lange zur Last. Aber Paul zu Liebe! Versuch' es nur! Es wird schon gehen."

"D," rief Hanna schmerzvoll, "daß Du mir das sagst! Du, zu der ich aufgeschaut habe wie zu einer Heiligen! So muß ich denn künftig mein Leben aufbauen nach eigenem Rath." — Sie blieb unerschütterlich, ob auch — von Frau Rudhart zu Hilfe gerufen — Paul wetterte und schalt, und Tante Auguste zum Guten redete.

See sagte einfach: "Du bist dumm." Zugleich erklärte sie ihre eigene Verlobung. D, keine glänzende Parthie, wie Hanna eben eine ausgeschlagen hatte! Ein Subalternbeamter, Wittwer mit halb erwachsenen Kindern, aber ein Mann mit gutem Gehalt, sicherer Pension. Wahrscheinlich würde sie sich auch noch durch Ersparungen am Wirtschaftsgeld etwas zurücklegen können. Genug, sie war versorgt.

Während nun Hanna unter der Last des Jorns und der Mißbilligung ihrer Familie eine Stellung suchte und endlich in Holstein als Bonne bei dem vierjährigen Töchterchen einer Baronin v. Freden fand, fing Paul an, ein geheimnißvolles Wesen anzunehmen. Er

befuchte die Kneipe nicht mehr, machte täglich lange Gänge in die Stadt, tuschelte mit der Mutter und saß halbe Stunden lang vor sich hinbrütend. Eines Morgens war er verschwunden. Frau Rudhart wehrte alle Fragen ab. Eine Geschäftsreise — man durfte nicht darüber reden. Nach vierzehn Tagen bekannte sie Farbe: Paul war nach Amerika.

"Der Junge ist zu stolz geartet, er konnte die Ungerechtigkeit der Professoren nicht mehr ertragen; er ertrüge es auch nicht, in Deutschland eine untergeordnete Stellung zu bekleiden. Von welchem Geld sollte er zudem als Einjähriger dienen? Und Dreijähriger — Paul Rudhart? Eher hätte er sich das Leben genommen. Nein, ich konnte als Mutter seinen mannhafsten Entschluß nur billigen. Die dreitausend Mark, die noch vorhanden waren, habe ich ihm mitgegeben. Was brauche ich denn noch in der Welt? Und ihr Mädchen schlagt euch schon irgendwie durch. Darum ist mir nicht bange. Ein Mann hingegen muß eine Grundlage haben, um sich sein Leben aufzubauen. Später gibt der liebe Junge euch Alles mit Zinsen zurück."

Als Frau Rudhart ihre Töchter nach dieser verblüffenden Auseinandersetzung allein ließ, lachte See zornig auf.

"Hübsch wär's gewesen, wenn die Beiden uns bei dieser Gewaltanleihe wenigstens um unsere Meinung gefragt hätten. Wie die Dinge liegen, bleibt Mama natürlich mir auf dem Halse. Ich rechne aber darauf, daß Du so anständig bist, Kostgeld zuzusteuern. Ganz umsonst unsere Mutter aufzunehmen, kann ich meinem Mann wirklich nicht zumuthen; es setzt mich auch in Verlegenheit meinen Stiefkindern gegenüber."

Also fuhr Hanna zum zweiten Mal in die Welt hinaus. Tief in der Nacht erreichte sie ihr Ziel. Ein Diener empfing sie und geleitete sie in ihr Zimmer.

Als sie am nächsten Morgen erwachte, stand die Sonne schon hoch. Sie kleidete sich eilig an und stieg zum Frühstück hinunter. Aber sie fand nur einige gebrauchte Tassen und Teller.

"Herr Doktor Franke und der junge Herr haben schon Kaffee getrunken," sagte der Diener. "Und Frau Baronin kommt nicht vor halb Zehn."

Sich selbst überlassen trat Hanna auf die Veranda hinaus. Ein herrliches Stück Park lag vor ihr. Seine Rasenplätze, seine leuchtenden Rosen glitzerten unter dem feuchten Tropfenschleier des gestrigen Regens. Mächtige Buchen schlossen die Fernsicht ab. Hanna schritt die Stufen hinab, sie konnte der Versuchung nicht widerstehen, einen Morgen Spaziergang zu machen. Es ging aus dem Garten in einen herrlichen Wald, wie ihn das Stadtkind nie vorher gesehen hatte. Und plötzlich, unvermuthet, wichen seine grünen Wände rechts und links zurück, und endlos lag das Meer vor ihr. So weit war das, so schön und so einsam! Nur hier und da das dunkle Segel eines Fischerbootes, nur hier und da, fern am Horizont, die Rauchwolke eines Dampfers. Unwillkürlich breitete Hanna die Arme aus, sog entzückt die erquickende Salzluft ein, und wunderte sich, daß die Welt so schön war, und daß ein armes sorgengequältes Mädchen so warme Freude an ihrer Schönheit empfinden konnte.

Es war fast zehn Uhr, als sie zurückkam. Die Baronin hatte gefrühstückt, saß aber noch am Tisch und wehrte Hanna's Entschuldigung freundlich gelassen ab. "D, wir hier auf dem Lande haben Zeit."

Sie war eine noch jugendliche Frau und sprach ein wenig schleppend, wie ermüdet, aber mit angenehmer Stimme. Dabei betrachtete sie mit ruhiger Gründlichkeit ihre neue Erwerbung.

Hanna konnte sich nicht enthalten, der Bewunderung Ausdruck zu geben, die Schloß Rabenhorst ihr einflößte.

„Ja,“ nickte die Baronin, „es ist ganz hübsch bei uns, wenn man's noch nicht kennt. Hoffentlich langweilen Sie sich nicht zu sehr, denn ich kann Sie nicht mit ausnehmen, weil ich ja gerade Jemand Zuverlässiges für Gretchen haben muß, wenn ich in Gesellschaft fahre. Uebrigens verlieren Sie auch nicht viel daran.“

Dabei gähnte sie.

„Lieberes Fräulein Rudhart, wollen Sie die Freundlichkeit haben, dort auf den Klingelknopf zu drücken, ich möchte Ihnen Gretchen vorstellen. Ein guter kleiner Kerl, Sie werden wohl mit ihr zurecht kommen. Bis jetzt hat sie eine Französin gehabt. Ich glaube, ihre Aussprache war gut. Aber sie hatte ganz unmögliche Manieren. Hoffentlich kommen wir miteinander aus. Ich wechsle nicht gern.“

Bevor Hanna antworten konnte, brachte das Kammermädchen Grete, ein blondlockiges, züthuliches Kind.

„Nehmen Sie sie gleich mit. Macht Bekanntschaft miteinander. Um ein Uhr wird gegessen.“

Beim Mittagessen traf Hanna zum ersten Mal mit dem sechzehnjährigen Baron und seinem Hauslehrer, Doktor Franke, zusammen. Da bei den Mahlzeiten wenig und nur das Alltägliche gesprochen wurde, hatte sie Zeit, das Gesicht des Lehrers zu studiren, ein schmales, fast kränklich aussehendes Gesicht auf vorgebeugten Schultern, aber eine wunderbare Klarheit lag darauf, stille Entschlossenheit und milde Güte.

Und gegen Abend, als die Baronin Grete zu sich hatte rufen lassen, mit der Weisung, Fräulein Rudhart möge diese Stunde täglich zu ihrer Erholung benutzen, sprach sie ihn. Sie stand in Schauen verloren am hohen Ufer, auf das Geländer gestützt; unter ihr wallte das Meer im Abendnebel. Da trat er zu ihr heran.

„Ich sehe, auch Sie haben Freude an der Natur.“

„Vielmehr, sie ist mir eine Offenbarung. Ich glaube, man wird besser hier.“

Franke sah mit seinen still blickenden Augen in die Ferne. „Wenigstens in sich ruhiger; bewußter seines Könnens und auch der Grenzen seiner Kraft.“

„Ja, ja,“ murmelte sie leidenschaftlich, „ich fühl's, ein paar Jahre, ein paar Monate nur hier, das ist's, was ich brauche nach all' dem Harten, Widerwärtigen.“

Sie stockte und wurde roth. Warum erzählte sie das diesem Fremden? Aber nein, er war kein Fremder, sie vertraute ihm. Und mit der ihr eigenen anmuthigen Würde wandte sie sich voll zu ihm um. „Da Sie das Leben kennen, Herr Doktor, wissen Sie auch ohne mein Bekenntniß, daß, wenn ein Mädchen meines Standes als Dienende in die Fremde zieht, ihre Füße bis dahin nicht auf Rosen gewandelt sind, und sie nur halb geheilte Wunden aus mancherlei Kämpfen mitbringt.“

Seine Augen dankten ihr durch einen freundlichen Blick für ihre Offenheit. „Seit ich Sie gesehen habe,“ erwiderte er, „frage ich mich, wie Sie dazu kommen, die Erziehung eines so jungen Kindes zu übernehmen?“

„Vielmehr,“ sagte Hanna lebhaft, „muß ich es als Gnade betrachten, wenn man mir die Erziehung auch nur des jüngsten Kindes anvertraut. Meine Eltern hielten es nicht für anständig, ihre Tochter für einen Broderwerb ausbilden zu lassen.“

Er nickte traurig. „Ein weit verbreitetes Vorurtheil. Wenn Jemand die Thränen zählen, den Jammer und das Glend ermessen könnte, die aus ihm schon entsprungen sind! Ueberfluß in der Jugend, Mangel im Alter.“

„O, die äußeren Entbehrungen sind das Schlimmste nicht. Aber wenn man es mit ansehen muß, wie die gemeine Noth die liebsten Menschen verändert, wie sie sacht und unerbittlich unser eigenes Denken und Empfinden herabzieht, erniedrigt! Aber ich wollte das nicht, wollte nicht um Haaresbreite geringer denken, nicht um Haaresbreite geringer mich achten, weil alles Aeußere für mich anders geworden war. Ich wollte nicht, und wenn ich daran zu Grund gehen sollte! — In solcher Stimmung kam ich hierher, trotzig und ohne Hoffnung. Aber nun glaube ich fast, ich gewinne.“

„Sie haben schon gewonnen, Fräulein Rudhart. Sie selbst behaupten und das Beste in sich, allen feindlichen Gewalten zum Trotz, bleibt das Höchste für jeden Menschen. Ich aber freue mich, daß ich in Ihnen eine verständnißvolle Freundin finde in dieser Einsamkeit, wo Menschen, die sich nicht verstehen, einander das Dasein gründlich verbittern können.“

In raschem Impuls streckte sie ihm die Hand entgegen. „Und Sie werden mir emporkommen, mich stützen, mir raten? O, wer mir vor zwei Tagen gesagt hätte, daß ich heute so glücklich sein würde, so voll Muth!“

4.

Tage reichten sich an Tage, und sie wurden Hanna nicht lang. Die Baronin bedurfte ihrer nicht. Sie lebte ihr Dasein für sich auf den Kissen ihres Boudoirs, zwischen ihren Romanen und Stickerien, den vereinzelt Gärten, die kamen und gingen. Die ihr reichlich bleibende freie Zeit benutzte Hanna zur Ausfüllung der Lücken in ihrem Wissen, besonders zum Studium der deutschen Sprache. Doktor Franke hatte ihr dies angerathen. Er selbst trug sich mit der Absicht, nach Ostern, wenn sein junger Baron zur Universität abging, in einer größeren Stadt eine Sprachschule nach Berlitz'schem Muster einzurichten.

In dem tiefen Frieden dieses Landaufenthaltes begann Hanna's zerrissene, verbitterte Seele langsam zu gesunden. Ihre hohlen Wangen rundeten sich. Die Augen glänzten wieder hell, und was aus ihnen hervorstrahlte, war der langsam wieder auflebende Frohsinn der Jugend. Bald prangte Hanna wieder in der Frühlingsblüthenpracht ihres Lebens.

Sie wanderte am Strand der See entlang, hatte den Hut abgenommen und ließ den Wind durch die schwarzen Ringellocken auf ihrer Stirn spielen. Da fesselte eine männliche, modern gekleidete Gestalt ihre Aufmerksamkeit. Wie kam der Fremde hierher, wo sonst höchstens Steinfischer und Buttänger zu kurzer Raft Anker warfen? Ein schwarzer Schnurrbart, sehr dunkle Augen in bräunlichem Gesicht gaben ihm einen eigenthümlich diabolischen Zug.

Jetzt stand er Hanna gegenüber und nahm, sich verneigend, den Hut ab.

„Gnädiges Fräulein gestatten; die Ländlichkeit des Ortes entbindet von der Strenge der Formen. Man ist hier gleichsam auf einer wüsten Insel nicht wahr? Ohne Zweifel hab' ich die Ehre, einen Gast der Baronin v. Freden in Ihnen zu begrüßen.“ Er verbeugte sich wieder. „Mein Name ist Baron Affeld.“

„Sie irren, Herr Baron,“ erwiderte Hanna. „Ich bin kein Gast auf Rabenhorst; ich bin der kleinen Grete Erzieherin.“

(Fortsetzung folgt.)

Gefährliche Schlittenparthie.

(Mit Bild auf Seite 377.)

Der Schlitten auf unserem Bilde S. 377 näherte sich gerade der Eisenbahnlinie, als von der Lokomotive ein greller Pfiff erscholl. Die feurigen Pferde wurden dadurch scheu und rasten auf den der ver-

schneiten Bahn wegen langsam fahrenden Zug los. War dieser nicht vorüber, bevor die Thiere die Strecke erreichten, so war Alles verloren. Der Kutscher verlor völlig die Gewalt über die vier Pferde; sein Herr hatte sich erhoben, die Hauptleine ergriffen und hielt gleichfalls die Thiere zurück, es half jedoch Alles nichts, sie rasten wie toll vorwärts. Nun war man an der Bahn — ein Unglück schien unvermeidlich! Doch nein! Dicht hinter dem Zuge flog der Schlitten über die Schienen, und dann sauste das Biergespann weiter. Mit aller Kraft suchte Herr und Kutscher seinem wilden Lauf Einhalt zu thun, aber weiter rasen die Kasse, und der Schlitten hinter ihnen fliegt, daß die Dame darin kaum noch athmen kann. Bei der nunmehr freien Bahn wird die gefährliche Schlittenparthie ja schließlich gut abgehen, allein die Insassen des Gefährtes werden noch lange an den ausgestandenen Schrecken denken.

Versuche mit Telegraphie ohne Draht zwischen Frankreich und England.

(Mit Bild auf Seite 380.)

Es ist das Verdienst des italienischen Physikers Marconi, die Telegraphie ohne Draht in die Praxis eingeführt zu haben, wozu am meisten seine so ausgezeichnet gelungenen Versuche zwischen Wimereux bei Boulogne sur Mer an der französischen Küste und dem Leuchtturm von South Foreland bei Dover an der englischen beitragen. Die Luftlinie zwischen beiden Punkten beträgt etwa 32 englische Meilen, gegen 51 1/2 Kilometer. Unser Bild auf S. 380 veranschaulicht das Innere der französischen Station und zwar im Augenblick der Ankunft einer Depesche von der englischen Küste, wo die Station genau dieselben Einrichtungen aufweist. Send- und Empfangsstation können auch umgekehrt wirken. Vor jeder ist ein Mast mit Drähten aufgestellt, welche die in der anderen Station ausgestrahlte Elektrizität gewissermaßen auffangen; deswegen ist die Bezeichnung „Telegraphie ohne Draht“ nicht ganz richtig und besser durch „Funkentelegraphie“ zu ersetzen. Marconi hat namentlich festgestellt, daß die Ausbreitungsfähigkeit der elektrischen Wellen sich wesentlich verstärken läßt, wenn am Geber- und Empfangsapparat lange isolirte Drähte frei ausgespannt und die Apparate außerdem mit der Erde leitend verbunden werden. Der Draht am Geber wirkt gewissermaßen wie das durchlöcherete Rohr eines Sprengwagens, aus dem die Strahlen elektrischer Kraft nach allen Seiten senkrecht zum Draht ausspritzen, während der Draht am Empfangsapparat gleichsam einen Fangarm oder einen Saugrüssel für sie darstellt. Zur Wiedergabe der übermittelten Zeichen in der gewöhnlichen sichtbaren Form benutzt Marconi einen gewöhnlichen Morseapparat.

Der „Tag der Frauen“ in der Moschee zu Marokko.

(Mit Bild auf Seite 381.)

Die Frauen sind in den Augen der Marokkaner so untergeordnete Wesen, daß sie für gewöhnlich selbst in der Moschee nicht erscheinen dürfen; doch haben sie sich im Laufe der Zeit ein durch den Gebrauch geheiligtes Recht erworben, wenigstens einmal im Jahre in jene geweihten Räume einzutreten, die sonst nur der Fuß des Mannes betritt. An einem Freitag (dem Sonntag der islamitischen Welt) im Jahre gehört die Moschee ihnen: das ist der „Tag der Frauen“ (siehe das Bild auf S. 381). Kein Mann darf dann die Moschee besuchen, in der nur Frauen jeden Ranges und Standes barfüßig und entschleiert die im Koran für den frommen Moslim vorgeschriebenen Ceremonien: Gebete, Verneigungen, Niederwerfungen, Berühren des Bodens mit der Stirn, Küssen des Bodens u. s. w. verrichten. Bei Leib- und Lebensstrafe ist es am Frauentage den Männern verboten, die Schwelle der Moschee zu überschreiten; nicht einmal der Imam oder Vorbeter darf das.

Die Krönung.

Historische Erzählung von Herbert Franz.

1. (Nachdruck verboten.)

An einem trübigen Februartage des Jahres 1700 saß in der diplomatischen Kanzlei des Kurfürsten

von Brandenburg zu Berlin ein emsiger Arbeiter. Es war ein junger Mann mit frischen Farben und klug in die Welt schauenden braunen Augen, Matthias Feyerabend. Aus Königsberg

gebürtig, hatte er auf der Hochschule seiner Vaterstadt einige Semester die Rechte studirt, dann aber infolge eines Ehrenhandels mit einem polnischen Studenten von Adel die Heimath verlassen müssen.

Da er ein flotter Bursche war, der die Aufmerksamkeit der Gräfin Kolb v. Wartenberg auf sich gezogen hatte, so fand er auf Empfehlung der einflussreichen Dame Beschäftigung in der



Versuche mit Telegraphie ohne Draht zwischen Frankreich und England: Empfang eines Telegrammes auf der Station in Wimereux bei Boulogne sur Mer. (S. 379)

Chiffriercanzlei des Kurfürsten. Der allmächtige Minister Wartenberg, der mit allen seinen Reichthümern und dem Gehalt von jährlich 100,000 Thalern doch immer um Trinkgelber von auswärtigen Höfen bettelte, brauchte in der diplomatischen Kanzlei stets Jemand, der neben den Amtsgeschäften seine kleinen Privatangelegenhei-

ten diskret zu vermitteln wußte. Er glaubte, daß Matthias Feyerabend dazu besonders tauglich sei.

Das war freilich ein Irrthum. Der junge Kanzlist blieb knorrig und eigensinnig, sobald ihn der Minister zu einem seiner Geldhändel benutzen wollte. Ja, er widersprach sogar dem

hohen Vorgesetzten auf das Unehreerbietigste. Wenn der Minister mit seinen beiden Helfern, mit denen er zusammen „das dreifache Weh“ des brandenburgischen Kurstaates genannt wurde, dem Oberhofmarschall Graf Wittgenstein und dem Feldmarschall Graf Wartenleben, unlautere Finanzoperationen mit auswärtigen Staaten un-



Der „Tag der Frauen“ in der Moschee zu Marokko. (©. 379)

ternahm und dazu die Arbeit des diplomatischen Chiffirramts forderte, weigerte sich der eigensinnige Ostpreuze stets, die Feder dafür zu rühren.

„Ich bin meiner kurfürstlichen Durchlaucht getreuer Diener,“ sagte er dann, „aber wenn Euer Excellenz private Geschäfte haben, so ist das nicht eine Obliegenheit der kurfürstlichen Beamten.“

Und wunderbar! Jedesmal, wenn sich der junge Sekretär so offenbar gegen die Ehrfurcht vor seinem Amtsherrn verging, zuckte dieser die Achseln und übergab den Auftrag einem Anderen.

So saß denn der junge Sekretär an seinem Pult und erledigte eine eilige Arbeit, als es an die Thür seines Zimmers klopfte. „Herein!“ rief er ungeduldig. Die Thür öffnete sich leise, und ein Kopf schaute in das Kabinett, den man hier noch nie gesehen hatte.

„Juliane, Du bist's!“ rief der Sekretär erstaunt, und seine Augen ruhten entzückt auf den weichen Linien dieses anziehenden Mädchen-gesichts, über das jetzt ein Strahl liebevollen Lächelns glitt. „Welch' Wagniß von Dir, hierherzukommen! Der Geheimrath, der uns fortwährend überwacht, kann jeden Augenblick eintreten.“

„Dann mache ich ihm einen schönen Knix und sage ihm, daß ich die Haube für die Frau Geheimrathin um acht gute Groschen billiger machen kann, als meine Prinzipalin, die Madame Fontenois von der französischen Kolonie. Und da der Herr Geheimrath sparsam ist, so wird er ein Einsehen haben und meinem Matthias die kleine Freude gönnen.“

Ein Kuß war die Antwort. „Du hast den Kopf auf dem rechten Fleck, Juliane, und mir kann's recht sein, ob der Geheimrath oder gar der Minister selbst uns überrascht, denn lange bleibe ich hier doch nicht mehr.“

„Du willst fort, Matthias?“ rief das Mädchen erschreckt.

„Ich muß, mein Liebling. Hier in der brandenburgischen Hoffkanzlei hält es ein ehrlicher Preuze nicht aus. Mein Vater hat mir oft erzählt, wie's unter dem Vater unseres hohen Herrn, wie es unter dem Großen Kurfürsten zugeht. Der hob das brandenburgische Banner hoch aus dem Staub, in den es Schweden und Polen getreten hatten, da war es eine Freude, mit dem Landesherrn zu leiden und ihm Gut und Blut zu opfern. Aber jetzt, wo wir dem Kaiser in Wien hofiren, wo die chiffirten Depeschen hin und her gehen, damit Brandenburg sich die Ehre, dem Kaiser gegen Türken und Franzosen zu helfen, recht theuer erkaufte; wo wir mit unserer prächtigen Armee für die Kaiserlichen die Kastanien aus dem Feuer holen müssen, erst in Ungarn und dann am Rhein, da läuft einem braven Altpreußen die Galle über.“

„Hab' Geduld, Matthias,“ beruhigte ihn das Mädchen, „glaubst Du denn, mir blühen nur Rosen? Seit ich aus unserer Heimath hierher gekommen bin, habe ich nur Freude gehabt, wenn ich Dich einmal sehen konnte. Ich bin eine Waise, und da wir uns seit der Kinderzeit kennen, und Du mir Dein Herz geschenkt hast, so hab' ich's tapfer ertragen. Aber es ist hart für ein armes junges Ding, so in die Fremde gehen und sein Brod bei einer geizigen Modistin verdienen zu müssen. Und wenn mich einmal die Trübsal packt, und ich dann zu Dir hinauf-laufe, um mir bei Dir Trost zu holen, dann bist auch Du trübselig.“

Er schloß sie in die Arme. „Du hast recht, ich müßte nie anders zu Dir sein, als Dein Trost und Deine Stütze. Und doch muß ich bei der Wahrheit bleiben. Dem Pult hier sage ich bald Valet. Die Niedertracht, die Tücke, die Gemeinheit, die ich hier täglich zu sehen bekomme, verleiden mir das Amt. Jeder Buchstabe, jede Zahl eine Intrigue, ein Fallstrick; jedes Wort bedeutet etwas anderes, als es soll;

Einer wird vom Anderen übervorthelt, Moral und Gewissen sind alberne Popanz, mit denen man die Kinder ängstigt, die so thöricht sind, an Ehrlichkeit und Treue zu glauben.“

Juliane wollte eben etwas erwidern, als Matthias den Kopf hob und ängstlich horchte. „Kind, es kommt Jemand — der Geheimrath oder sonst ein Unwillkommener! Man darf Dich hier nicht sehen. Wohin nun mit Dir?“

Aber das Mädchen mußte Rath. Auch sie hatte die Schritte gehört und sich schnell nach einem Ausweg umgesehen.

„Da in den Affenschränk kriech' ich,“ rief sie. Und flugs hatte sie die Thür des riesigen Eichenschranks geöffnet und war darin verschwunden.

Laß die Thür ein wenig offen, sonst bekommst Du keine Luft,“ mahnte der Sekretär. „Ich hänge meinen Mantel über den Spalt.“

Kaum hatte der junge Mann seine Absicht ausgeführt, als die Stubenthür sich öffnete, und ein hochgewachsener Herr, etwa in der Mitte der fünfziger Jahre, eintrat. Seine durchdringenden Augen hefteten sich auf den Sekretär, der eine tiefe Verbeugung machte.

„Ihr habt doch die Registerrände fertig, Sekretarius?“ fragte der Herr.

„Zu dienen, mein gnädiger Herr Geheimrath! Es wäre noch dero Unterschrift zu erbitten.“

„Schon gut,“ sagte der Geheimrath Ilgen, der nach Wartenberg einflußreichste Staatsbeamte, „wir wollen diese Sache jetzt ruhen lassen. Es handelt sich um Wichtigeres. Es ist eine Dechiffirung nöthig, bei der Sie helfen sollen. Ich habe natürlich den Schlüssel und weiß, um was es sich handelt. Aber Sie sollen entscheiden.“

Der Sekretär wurde roth. Er verbeugte sich. „Der Herr Geheimrath ist sehr gnädig.“

„Keine Redensarten, lieber Feyerabend. Hören Sie zu: Sie wissen, daß wir mit dem Wiener Hof in Unterhandlung wegen der größten Sache stehen, die unserm allergnädigsten Herrn zu Theil werden kann. Der Kurhut von Brandenburg soll zur Krone werden. Die Unterhandlungen zwischen unserm und dem Wiener Hofe sind jetzt in ein Stadium getreten, wo Alles darauf ankommt, daß die Entscheidung bald getroffen wird. Wien braucht uns, weil es Geld und Truppen von uns haben will; wir brauchen Wien, weil nur der Kaiser die Macht hat, seinem Kurfürsten die Annahme der Krone zu gestatten. Da kommt nun heute ein chiffirter Bericht von unserem Wiener Gesandten, dem Herrn v. Bartholdi. Ich habe ihn entziffert, aber ich bin nicht ganz klar darüber, ob ich richtig gelesen habe. Hier ist er, Chiffreur Feyerabend, thun Sie, was Ihres Amtes ist.“

Der Geheimrath reichte dem Sekretär das Schriftstück. Erwartungsvoll hastete sein Blick auf dem Antlitz des jungen Mannes. Dieser machte eine ernste Miene und vertiefte sich in das Schriftstück. Dann flog ein Lächeln über seine Züge. „Da ist gar kein Zweifel, gnädiger Herr! Die Sache ist nach unserem Schlüssel ganz deutlich.“

„Nun, lesen Sie,“ rief Ilgen ungeduldig. „Herr Bartholdi berichtet: „Alle bisherigen Verhandlungen verschleppen nur die bekannte Angelegenheit, das Sicherste würde sein, wenn der Kurfürst selbst ein eigenhändiges Schreiben an den Kaiser richtete.“

Der Geheimrath schien nicht befriedigt. „So las auch ich,“ sagte er, „aber es gibt vermaledeite Kerls, die die Zahlen nicht deutlich schreiben können. Solch' ein Subjekt ist der Chiffreur des Herrn v. Bartholdi. Wie lesen Sie die Ziffer für „Kaiser“?“

Der Sekretär sah aufmerksam auf das Papier. „Als eine 110 ohne Frage! Der Herr Geheimrath wissen, daß dies das Zahlzeichen für Seine Majestät den Kaiser ist.“

„Gewiß. Wie aber, wenn das, was Sie

als Null lesen, eine Sechs wäre? Wenn es nicht 110, sondern 116 heißen sollte?“

Wiederum prüfte der Sekretär die Schrift. Sie war durchweg in Zahlen abgefaßt, wie dies das damalige brandenburgische Chiffrensystem erheischte. Jeder Buchstabe des Alphabets wurde durch eine verabredete Zahl ausgedrückt und außerdem wurden alle Namen, die im diplomatischen Verkehr vorkamen, durch besondere Zahlen bezeichnet.

„Jetzt verstehe ich,“ sagte der Sekretär. „Der Herr Geheimrath sind durch den kleinen Strich oben an der Null auf den Gedanken gekommen, es könne eine Sechs sein.“

„So ist es!“ rief der Staatsmann, indeß er unruhig hin und her ging. „Bedenken Sie die Verantwortung, wenn wir 116 lesen, wo 110 gemeint war, oder umgekehrt. 110 ist Seine kaiserliche Majestät, 116 aber der Baron Lüdingshausen in Wien, der das Ohr des Kaisers besitzt. Ich kenne ihn, er ist mein Landsmann, und ich fürchte, er könnte in Herrn v. Bartholdi's Bericht gemeint sein. Vergleichen Sie die Nullen und Sechsen der früheren Schriftstücke — hier haben Sie den Schlüssel zum Geheimsach. Geben Sie sich alle Mühe, das Richtige zu erforschen. Ich weiß, Sie sind ein klarer Kopf, Feyerabend. Aber noch heute soll ich Seiner kurfürstlichen Gnaden Vortrag halten. Sie müssen's also bis zum Abend schaffen.“

Der junge Mann fühlte sehr wohl, welche Verantwortlichkeit er übernahm. „Gnädiger Herr Geheimrath,“ sagte er, und seine Stimme zitterte, „es handelt sich hier um eine hochwichtige Staatsangelegenheit. Wenn durch ein unheilvolles Versehen, mag es in Wien begangen sein oder hier jetzt durch mich begangen werden, das Geschick unseres theuern Vaterlandes eine Wendung nimmt, die verhängnißvoll wird —“

„Genug, Sekretarius, thut Eure Pflicht. Ihr werdet mir in zwei Stunden das Resultat melden!“

Der Staatsmann war verschwunden. Gedankenvoll stützte der Sekretär den Kopf in die Hand. Da knarrte die Schrankthür. O, er hatte ja sein Liebchen vergessen!

„Du hast Alles gehört?“ fragte er, als er Juliane aus dem Versteck heraushalf.

„Natürlich! Ihr bespricht ja eure Staatsgeheimnisse so laut, daß ein Tauber sie hören mußte. Aber Du, Matthes, was gedenkst Du nun zu thun?“

„Ich bin verzweifelt,“ rief der junge Mann. „Mir läßt der Ilgen die Verantwortung! Er spielt mit der Depesche ein hohes Spiel, und jeden Spielverlust muß ich ausbaden!“

„Laß mich einmal sehen, Du Hasenfuß!“ sagte die Kleine mit ihrem zuversichtlichsten Lächeln. —

„Das ist also der Bericht? Welch' ein Krikelkrikel! Und wo ist die verwünschte Ziffer? Ah da! Nun, Matthes, ich will Dir was sagen: mir ist's ganz sonnenklar —“

„Was, Liebchen, was?“ Der junge Mann hing in höchster Spannung an ihrem Munde.

„Da ist gar kein Zweifel. Es kann ebenso gut eine Null wie eine Sechs sein.“

„Du bist albern, Juliane! Mir ist nicht so scherzhaft zu Muth!“

„Immer diese Zaghaftigkeit! So spiele Du doch auch, wenn Dein gestrenger Vorgesetzter es thut. Ein wenig Fatalist muß man sein. Und ich will Dir etwas sagen. Die Nullen sind nichts werth, selbst wenn sie den Kaiser in Wien bedeuten. Aber die Sechs ist eine ganz gute Zahl. Ich stimme also dafür, daß wir nicht auf die Null das Glück setzen, sondern auf die Sechs, und wenn es auch das Glück des Staates gilt.“

„Ein Hazardspiel!“ sagte Matthias nachdenklich, aber es ward heiter in ihm, wenn er in die leuchtenden Augen der Geliebten sah.

„Hast Du nun entschieden?“ fragte sie, während er zerstreut die Feder kitzelnd über das Papier

gleiten ließ. „Willst Du noch in den Schränken tramen, den alten Staub aufrühren und Dir die Augen verderben? Oder —“

„Ich habe entschieden,“ sagte er, indem er Juliane in die Arme schloß. „Der Kurfürst soll an 116 schreiben. Die nützt ihm vielleicht mehr, als die 110 mit der großen dicken Null.“ —

Eine Stunde später stand der junge Sekretär vor dem Geheimrath Jgen.

„Und Sie sind fest davon überzeugt, daß es eine Sechß und nicht eine Null ist?“ fragte der Staatsmann.

„Ganz fest, gnädiger Herr!“

„Also gut, lieber Sekretarius. Ich werde in diesem Sinne an Seine kurfürstliche Durchlaucht berichten.“

Brief des Sekretarius Feyerabend an seine Herzliebste, die Jungfer Juliane Wannovius zu Königsberg in Preußen. „Den 28. Novembris 1700.“

Herzallerliebste Jungfer, holdseliges Züchlein! Alldieweil Du nun Dich in Liebe von mir getrennt, um in unserer alten Heimath Dein ehrlich Brod zu suchen, so wirst Du wenig Sinn für Staatsgeschäfte haben, es müßten denn sothane Geschäfte den Staat derer Frauenzimmer betreffen. Dennoch will ich Dir berichten, wie auch in Staatsfachen sich der Spruch bewährt: Kleine Ursachen, große Wirkungen.

Du erinnerst Dich, Herzliebste, wie vor nunmehr neun Monaten Du Zeuge warst — freilich ein versteckter Zeuge — von einem Colloquium, so ich mit dem Herrn Geheimrath Jgen hatte betrefß der Chiffre, die zum Briefwechsel mit Wien benutzt werden sollte. Es handelte sich darum, ob in des Herrn v. Bartholdi Bericht 110 oder 116 zu lesen war. Ich sollte entscheiden und ich urtheilte nach Deinem Rath: Sechß ist besser als Null. Der Herr Geheimrath trug unserm allergnädigsten Herrn vor, es wäre gut, wenn er an den Baron Lüdingshausen schriebe. Das that kurfürstliche Durchlaucht, und diesem Schreiben verdanke ich, daß er nun König werden wird.

Es ist ein großes Staatsgeheimniß, was ich Dir schreibe, aber ich weiß, daß es bei Dir in guten Händen ist.

Es geschah also: Der Baron war entzückt, dieweil es ihm schmeichelte, von einem Kurfürsten als hochwichtige Staatsperson ästimiret zu werden. Da er nun auch das Vertrauen des Kaisers hat, so lag er diesem inständigst in den Ohren, er möge dem Wunsche des Kurfürsten, König zu werden, nicht entgegen sein. Der Kaiser, welcher bei dem täglich zu erwartenden Ableben des spanischen Königs den brandenburgischen Beistand im hispanischen Erbfolgekriege braucht, stimmte zu. Am 16. hujus ist das pactum zu Stande gekommen, und ich theile Dir die große Neuigkeit mit und versiegle Dein rothes Mündlein — ach leider nur schriftlich, nicht mündlich! — mit dem Kuß des Schweigens.

Der Baron hat an unseren Herrn einen Brief gerichtet, welcher beginnt: „Durchlauchtiger Kurfürst, gnädiger Herr, nächstens König!“

So Dein Amant und getreuer Seladon nicht bis dahin den Dienst quittiret, wird er nun bald ein königlicher Sekretarius werden. In wenigen Wochen soll die Krönung vor sich gehen in unserer alten lieben Stadt, und das Beste ist dabei, daß ich in des Herrn Gefolge sein und meine Liebste bald wiedersehen werde.

Nun Gott befohlen, Du liebe Jungfer, meines Herzens Sehnsucht! Bald schließt Dich in die Arme Dein allzeit getreuer

Matthes Feyerabend.“

2.

Das waren großartige Tage, welche Königsberg erlebte, als Kurfürst Friedrich III. am 29. Dezember des Jahres 1700 dort mit seinem

Gefolge anlangte. Unter dem Geläute der Glocken, dem Donner der Geschütze, der schmetternden Trompeten zog Kurfürst Friedrich mit seiner schönen, geistvollen Gemahlin Sophie Charlotte in die Stadt ein, eingeholt von Bürgercompagnien zu Pferde, die in ihren rothen Röcken, ebenso wie die berittenen geharnischten Fleischer, einen maleurischen Anblick gewährten.

Im alten Schlosse seiner Väter ruhte der prunkliebende Fürst von den Strapazen der Reise aus, die ihn der festliche Empfang leicht verschmerzen ließ.

Noch zwei Wochen, und die großen Festtage begannen. Die Herolde verkündeten das große Ereigniß, daß sich der brandenburgische Kurfürst Friedrich III. als Friedrich I. zum König von Preußen werde krönen lassen. Am 17. Januar wurde der hohe Orden vom Schwarzen Adler gestiftet, und am 18. Januar, an einem klaren, sonnigen Wintertage, war der Tag der Krönung.

Die kleine Juliane Wannovius, zierlich aufgeputzt, war im Geleit einer ehrbaren Wittib, die bei ihr wohnte, frühzeitig auf die Straße gegangen, um das Festgewühl sich anzusehen. Sie war, von der Menge vorwärts gedrängt, bis dicht an den Schloßberg gelangt. Hier ward das Gedränge lebensgefährlich. Das Volk hatte die Nacht auf den Gassen zugebracht, um bei Zeiten auf dem Festplatz zu sein; auf den Schloßthurm waren schon bei Sonnenaufgang Hunderte gestiegen, um von dort in den Schloßhof blicken zu können. Die Trabanten suchten mit ihren Hellebarden Platz zu machen. Ein Reiter in dunkelblauem Sammet mit Federhut nahte. Es war ein stattlicher junger Mann mit intelligentem Gesicht. Auf der Schulter seines Rocös war ein goldener Adler gestickt, das Abzeichen der nunmehr königlichen Beamten.

Da hatte der scharfe Blick des Reiters etwas gefunden, was er in der Menge suchte. Er winkte einem der Trabanten, und indessen dieser das Pferd hielt, stieg der Reiter ab.

Cherriebietig machte ihm die Menge Platz, als er sich einen Weg dahin zu bahnen suchte, wo Juliane stand. Sie wollte ihm entgegengehen, aber die strenge Sitte jener Zeit verbot den Liebenden, öffentlich ihre gegenseitige Zuneigung zu bezeigen.

So bot ihr denn Matthias den Arm und führte sie als höflicher Cavalier aus dem Gewühl. Der am Schloßportal wachhabende Schweizer gewährte dem Herrn Sekretarius Einlaß, und so hatte der junge Mann bald seine Braut auf der Tribüne geborgen, die im Schloßhof für die königlichen Beamten und deren Angehörige errichtet war.

Um zehn Uhr öffneten sich die Thüren, und die Majestäten zogen unter Baldachinen, die von den höchsten Würdenträgern getragen wurden, zur Kirche. Das Kleid des Königs war reich verguldet und mit vielen Diamantknöpfen besetzt, von denen jeder 3000 Dukaten kostete. Der purpurne Sammetmantel wurde durch eine Agraffe zusammengehalten, deren Diamanten eine Tonne Goldes kosteten. Nicht minder reich war die Königin gekleidet. Als die Majestäten vor dem Portal der Schloßkirche ankamen, wurden sie unter Glockengeläute und Kanonendonner von den beiden Hofpredigern empfangen. Nach dem Gesang und der Predigt legte der König die Krone, die er sich vorher aufgesetzt, ab und kniete vor dem Altar nieder. Der Minister Graf v. Wartenberg hob dann dem König die Allongeperrücke in die Höhe und überreichte dem Bischof Ursinus das Fläschchen mit Salböl. Der Bischof salbte den König auf der Stirn und auf dem Puls beider Hände, darauf die Königin in gleicher Weise. Seine Majestät vermerkte es aber sehr übel, daß die philosophische Königin während der Ceremonie aus ihrer goldenen Dose schnupfte. Nichtsdestoweniger machte die Feier einen großartigen Eindruck.

Juliane hatte nicht Zeugin der kirchlichen Ceremonie sein können, da nur Frauen von „Standespersonen“ auf dem Chor zugelassen wurden, aber die große Festtafel, die in dem über der Kirche liegenden riesigen Moskowitzeraal stattfand, konnte sie von der Gallerie aus beobachten, während Matthias an der Tafel der Hofbeamten speiste. Um neun Uhr fuhr der König mit großem Gefolge in einer ganz verguldeten Karosse durch die festlich erleuchtete Stadt. Am 20. Januar folgte eine Bärenheße, am 23. Januar ein Fackelständchen der Studenten. Am 26. Januar sollten die Krönungsfeierlichkeiten, die 6 Millionen Thaler kosteten, durch ein Feuerwerk beschlossen werden.

Die Feuerluftbarkeit wurde am Sündende der Stadt, am Friedländer Thor, vorbereitet. Juliane Wannovius war unter den Zuschauern, diesmal an der Seite ihres Matthias. Es war so reizend, in der Dämmerung des Winterabends — der Beginn des Feuerwerks war auf fünf Uhr angelagt — sich allerlei Geheimen in's Ohr zu flüstern, die Geliebte mit dem großen Mantel zu umhüllen, in dem zufällig der Herr Sekretär steckte, die hübsche Trompetermusik zu hören und, wenn eine Katete hoch in die Lüfte zischte, und Niemand beim Aufblick nach oben etwas bemerkte, unten auf der Erde den Weg von Mund zu Mund zu finden.

Aber dem Feuerwerk war das Glück nicht gnädig. Das feuchte Wetter hatte viele Feuerwerkskörper verdorben, die Geschicklichkeit der Feuerwerker schien auch nicht groß zu sein — kurz, die Luftbarkeit mißglückte. Der König war ärgerlich und wollte sich zum Ausbruch erheben. Da — plötzlich ein Knall, ein unheimliches Getöse. Ein Mörser war geplatzt und hatte den Feuerwerker schwer verwundet. Die Stücke waren bis in die Nähe des Königs geflogen. Die Draperie der königlichen Tribüne stand in Flammen. „Der König brennt!“ schrien angstvolle Stimmen.

König Friedrich wußte im ersten Moment nicht, was die Panik bedeuten sollte. Alles um ihn her stob auseinander. Ein brennendes Holzstück von den Stützen der Tribüne fiel ihm auf die Füße. Eine Flamme züngelte an dem Pelz des Herrschers empor.

„Memmen!“ rief da eine kräftige Stimme, und ein Mann stieß in dem schon überhandnehmenden Qualm und Rauch das Holzstück bei Seite, drückte den König fest an sich und erstickte die Flamme.

Der Monarch stand sprachlos. Jetzt erst merkte er, in welcher Gefahr er gewesen war.

Der muthige Retter wollte sich schnell, nachdem er sich tief vor dem König verbeugt, entfernen.

„Halt da!“ rief die Stimme des Ministers v. Wartenberg, der nun mit den Herren des Gefolges wieder näher getreten war. „Haltet den Mann, der sich so frech an Seine Majestät drängte.“

„Es ist gar nicht nöthig, Graf, daß Sie so für unsere Sicherheit besorgt sind,“ versetzte der König mit einem unfreundlichen Blick auf seinen Günstling. „Der Mann ist jedenfalls entschlossener als die Herren, die ich hier sehe.“

Der Mann, dessen Gesicht jetzt die Fackeln der Fagen beleuchteten, stand entblößten Hauptes, das offene, jugendliche Gesicht auf den König gerichtet, da.

„Wer seid Ihr?“ fragte der Monarch.

„Eurer Majestät getreuester Sekretarius von dem Chiffriamt, Matthias Feyerabend mit Namen.“

„Ihr habt gute Augen und guten Muth, Sekretarius. Habt Ihr hier unter den Herren einen Bekannten?“

Matthias sah sich suchend um. Er wurde aber der Antwort überhoben.

„Wenn Majestät allergnädigst gestatten,“ wandte sich der Geheimrath Jgen zum König,

„es ist dies einer der besten Beamten im königlichen Dienst.“

Der Monarch sah den stattlichen Jüngling wohlgefällig an. „Was seid Ihr für ein Landsmann?“

Der junge Fezerabend verbeugte sich tief. „Ein Landsmann Eurer Majestät.“

„Das freut mich. Für Unere Errettung aus Fezergefahr habt Ihr eine Belohnung verdient. Bittet Euch eine Gnade aus, Sekretarius!“

Ein Freudenschein überflog Fezerabend's jungfrisches Antlitz. Wieder dachte er ein wenig nach, bald aber war sein Entschluß gefaßt.

„Euer Majestät vergönne Dero getreuestem Diener, daß ihm ein Wunsch erfüllt wird, den er lange hegte. Der Dienst meines Königs ist ruhmvoll, aber die Heimath lockt gar mächtig.“

„Wie, Ihr wollt aus dem Staatsdienst treten? Das thäte mir leid, wenn ich einen hoffnungsvollen Beamten verlieren sollte.“

„Euer Majestät sind sehr gnädig. Aber Königsberg ist jetzt eine Königsstadt, so gut wie Berlin, und man dient dem König am Pregel so gut wie an der Spree.“

„Ah, Wir verstehen, Ihr wollt ein königliches Amt in der neuen Haupt- und Residenzstadt. — Herr Marschall Graf v. Wallenrodt!“

Ein hochgewachsener, ernst blickender Herr trat vor den König. „Was befehlen Euer Majestät?“

„Habt Ihr bei den Oberräthen meines Landes Preußen eine Stelle frei, die diesem jungen Sekretarius, der Uns treu gedient, übertragen werden könnte?“

„Unser Obersekretarius Fezer ist alt, Majestät. Wir könnten eine jüngere Kraft sehr wohl brauchen.“

„Nun, junger Mann, so bleibt in Eurer Heimathlande, nährt Euch redlich und dient treu Eurer Majestät. Ihr seid hiermit zum zweiten Obersekretarius der Oberräthe des Königreichs Preußen ernannt. — Und nun nach Hause, meine Herren, der Wind geht kalt hier am nordischen Abend. Ich meine, daß Unser junger Sekretarius mit dem Feuerwerk zufriedener sein wird, als Wir es gewesen.“

Der König wußte nicht, daß er den belohnt hatte, der gewissermaßen die Ursache seines Königthums geworden war. Und wenn der glückliche Obersekretarius seine hübsche, fröhliche Juliane in die Arme schloß, verfehlte er nicht

### Humoristisches.



Ein Fachmann.

Lehrer: Bei euch im Laden gibt's für zehn Pfennige vier Bröckchen; wie viele kriege ich da, wenn ich für eine Mark kaufe?  
Schüler (Vätersohn): Die werden Ihnen ja trocken, Herr Lehrer!

### Boshafter Ausdruck.

Ältere Kofette: Mir hat eine berühmte Wahrfagerin prophezeit, daß ich in der Blüthe meiner Jugend sterben werde.

Herr: Meine Gnädige, da hat sie sich aber gründlich blamiert!



hinzuzusetzen: „Du bist mir die Höchste im Lande, denn ohne Deine 116 gäbe es vielleicht keinen König von Preußen.“

### Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

**Auch eine Tugend.** — Der bekannte amerikanische Kanzelredner Doktor Lord hatte eines Tages bei dem Begräbniß eines der reichsten Bürger von Buffalo die Leichenrede zu halten. Da der Mann sein Vermögen auf sehr anrüchige Weise erworben hatte und besonders als Wucherer in der ganzen Stadt bekannt gewesen war, so war es für den Geistlichen äußerst schwierig, über den Verstorbenen irgend etwas Gutes zu sagen. Nachdem er sich daher möglichst lange über die Verwandtschaft des Dahingeshiedenen verbreitet hatte, sagte er zum Schluß seiner Rede: „Unser teurer Freund hatte eine große Tugend, er ging Abends immer sehr früh zu Bett.“ [v-n.]

**Türkische Prozeßkosten.** — In der Türkei wurden früher die Kosten bei Civilprozessen nicht wie bei uns von dem unterliegenden, sondern von dem gewinnenden Theil bezahlt. — Jener ist schon ohnehin übel genug daran, sagte der Türke, wie kann man Jemand zumuthen, daß er die Prügel, die er empfängt, auch noch bezahlen soll! [W. S.]

### Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 49.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 47:  
Denkt an den Wechsel alles Menschlichen.

### Bausten-Räthsel.

1, 2, 3, 4 und 5 erstreckt,  
Mit fargem Pflanzewuchs bedekt,  
Sich weit in manchem Land.  
Als heilig gilt 2, 3 und 4,  
Und jeden Menschen meiden wir,  
Bei dem's Verachtung fand.  
Als deutscher Strom voll stolzer Pracht  
Gilt 5 mit 6 und 7, 8  
Zum Meer von Ort zu Ort.  
Im Walde lebt 10, 11 und 1;  
Dort reißt die Kraft des Sonnenscheins  
Als Frucht das ganze Wort.

Auflösung folgt in Nr. 49.

### Charade.

Die erste ist ein neues Maß,  
Was übrig bleibt, benennt die zweit',  
Am Ganzen hat sehr wenig Späß  
Der Krieger. Wer gibt nun Weisheit?  
Auflösung folgt in Nr. 49.

Auflösung des Scherz-Räthfels in Nr. 47:  
Wanderer, Anderer.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Buchdruckerei der  
**Thorner Ostdeutschen Zeitung**, Ges. m. b. H., Thorn.  
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt  
und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft  
in Stuttgart.